

Chemie statt Fisch im Hinterhof von Surabaya



Ein Bericht über die „unspektakuläre“ ostjavanische Industriestadt Gresik

Als ich aus dem Bus steige, weht mir eine Wolke weißen Staubes ins Gesicht. Hinter ihr erkenne ich sofort die großen Türme des Zementwerkes, aus denen dichter Rauch in den Himmel steigt. Die Staubschicht gehört zur "Grundausstattung" von Menschen und Dingen hier in Gresik. Sie liegt wie feiner Schnee auf den dicken Blättern der Bäume und Sträucher, auf den plastikverpackten Backwaren der Geschäfte, verfängt sich in Haut und Haaren und muß mehrfach täglich weggefegt werden. An einer Straße steht unnötigerweise ein verdrecktes Schild mit der Aufschrift "5 Kilometer Verschmutzung durch Staub".

Der Meereswind leistet einen guten Beitrag, die Stadt kennenzulernen. In der Hafengegend bringt er einem den Fischgeruch näher, wie es sich für eine ordentliche Küstenstadt gehört. Doch er hat dem Fisch noch etwas beigemischt, das den Besuchern aus dem Industrieland Bundesrepublik Deutschland nicht fremd ist: Es stinkt nach Chemie. Die unangenehmen Dünste kommen aus der Chemiefabrik Petrokimia, in der Düngemittel und Pestizide hergestellt werden.

Nicht nur die Nase, auch das Ohr muß sich hier umgewöhnen: Aus einer Unzahl von Moscheen ruft es zum Gebet; es klingt wie das Summen eines Bienenschwarms. Inmitten des bunten Markttreibens dominieren die islamischen Kopfbedeckungen; die langen weißen Kopftücher der Frauen und die "Pecis", die traditionelle Kopfbedeckung der indonesischen Männer. Der Islam hat das Sagen, so wie im Nahen Osten und nicht wie

im zwar islamisierten, jedoch hinduistisch, buddhistisch, mystizistisch überformten Mitteljava. Dies hat seinen Ursprung nicht etwa im Khomeini-Boom, sondern in der älteren Geschichte Gresiks: Hier finden sich noch die Überreste der ersten muslimischen Siedlung auf Java aus dem 13. Jahrhundert; einige Stadtviertel zeigen auch noch deutliche arabische Züge.

Ein belebtes Handels- und Fischereistädtchen, das muß Gresik einmal gewesen sein. Von der Landwirtschaft hat man dort nie leben können. Die Böden sind karg und kalkig. Die bewässerten Felder zwischen Surabaya und Gresik warten nicht auf das Setzen der Naßreisplänzchen: Das Wasser ist salzig und dient der Züchtung von Meerestieren. Den südwestlichen Teil der Stadt umgeben dichte Bambuswälder. Aus einer besonderen Palmenart wird der Tuak, ein wohlgeschmeckender Palmwein gewonnen, der an der südlichen Ausfallstraße von Gresik an vielen Ständen in Benzinkanistern literweise verkauft wird.

Die Stadt der Petrokimia

Die Nahrungsmittelindustrie, zu der auch die Herstellung des Tuak gehört, und die Textilindustrie zählen zu den Branchen des Kleingewerbes, auf denen das geschäftliche Leben in Gresik früher basierte. Heute haben sich im gesamten Landkreis, in dem über 700 000 Menschen leben, hunderte von Industrie-, darunter mehr als dreißig Großbetriebe niedergelassen.

Den Anfang machte in den fünfziger Jahren das Zementwerk. Die guten Möglichkeiten zum Kalkabbau hatten die Standortgunst von Gresik ausgemacht. Für die Ansiedlung der anderen Großbetriebe war die natürliche Hafelage und die Nähe zur Millionenstadt Surabaya ausschlaggebend gewesen. "Zement Gresik" und "Eternit Gresik" sind Markenzeichen in Indonesien. Aber auch Plastikprodukte und Malerfarben werden hier hergestellt sowie Sperrholz, Coca Cola und "Mie Won", das weiße Glutamat, das in kaum einem indonesischen Essen fehlt.

In der Nähe eines indonesischen Zweigwerks der Firma Bayer aus Leverkusen, die hier Medikamente herstellt, befindet sich einer der Haupteingänge zum größten Industrieunternehmen und größten Umweltverschmutzer der Stadt. Präsident Soeharto und Ehefrau Tien werden auf einem Spruchband begrüßt, hinter hohen Pinien und dichtem Gebüsch verbirgt sich das Chemiewerk "Petrokimia". Das Werk, das Anfang der siebziger Jahre die Produktion aufgenommen hatte, gehörte früher ganz dem Staat, ist heute jedoch eine staatlich-private "joint venture". Seine ca. 10 000 Arbeitskräfte sind allerdings immer noch berechtigt, die braun-graue Uniform der Staatsdiener zu tragen und deren Sondervergünstigungen zu beanspruchen.

Eine eigene Petrokimia-Stadt hat die Regierung hier hingestellt: Wohngebiete für die höheren Angestellten mit wohlgestalteten Häusern und gartenstadtmäßiger Begrünung, denen jedoch das indo-

nesische Straßenleben so gänzlich fehlt, daß sich die argwöhnischen Augen zweier ziviler Wachposten vollständig auf uns konzentrieren können, als wir ein Photo machen. Da gibt es Schulen, ein Ausbildungs- und ein Gesundheitszentrum, eine Aula für Versammlungen, eine hochmoderne und architektonisch meisterhaft gebaute Moschee, Sportplätze und ein "Petrokimia"-Sportstadion. In letzterem holen sich die Arbeiter am 5. eines jeden Monats ihren Lohn ab. Dies erzählt uns die Besitzerin eines Warungs nahe des Eingangstors. Für sie ist dann auch Zahntag, weil die Arbeiter umgehend die Schulden fürs tägliche Mittagessen bezahlen. Knapp 40 000 Rupiah (80 DM) tragen die Neuestellten jeden Monat nach Hause; der Lohn eines erfahrenen, qualifizierten Arbeiters beträgt 150 000 Rupiah (300 DM).

Das Eindrucksvollste an dieser grünen Petrokimia-Stadt mit ihren langen Pinienalleen ist, daß sie die Industrieanlage, die zusammen mit dem Zementwerk immerhin zwei Drittel der Stadtfläche ausmacht, völlig verbirgt. Um die rauchenden Schornsteine und die gigantischen Ausmaße der Fabrik endlich aus der Nähe sehen zu können, müssen wir zum Hafen hinunter und auf die Straße nach Tuban fahren, die sich wie eine letzte, uneinnehmbare Ader durch die verschiedenen Werkstelle schneidet. Wir zweigen nach rechts ab, fahren an den Werksteil heran, in dem Düngemittel produziert werden. Er ist von einer hohen Mauer mit Stacheldraht umgeben - keine Pinien mehr! Wir sind es bereits gewöhnt, in Gresik ständig auf Mauern und gesperrte Straßen zu stoßen. Das scheint die Industrialisierung mit sich zu bringen.

Auf dem schmalen Weg kommt uns eine Pferdekutsche mit Marktfrauen entgegen. Etwas erstaunt fahren wir weiter. Der Weg endet direkt am Meer, in dem einige Fischerboote friedlich im Wasser schaukeln und Kinder im Schatten von Mangroven Angelruten ins Wasser hängen lassen. An der Südwestküste der Insel Madura vorbei zieht ein Frachter langsam zum Hafen von Surabaya. Der Rest des Bildes ist jedoch weniger beschaulich: Hinter uns rauscht das Werk. Die Schornsteine senden ihre giftigen Dünste herüber und vor der Fabrik - schon fast ins Meer gedrängt - liegt ein einsames Fischerdorf. Es heißt Tepem. Aus der Moschee ruft es gerade einmal wieder zum mittäglichen Gebet. Der Fischer, mit dem wir ins Gespräch kommen wollen, ist nicht redselig. Es liegt etwas von einem Alptraum in der Luft.

Alptraum für die Fischer

Daß man in Gresik nicht besonders gesund lebt, ist in Indonesien amtlich. Im Süden des Landkreises sind Coca Cola, Mie Won und einige andere Betriebe für die Verschmutzung eines Flusses verantwortlich, aus dem Surabaya sein Trinkwasser bezieht. Im Norden sorgt das Zementwerk für die ständige weiße Staubschicht. Die Petrokimia leitet ihre Abwasser ins Meer, was sowohl die Quantität als auch die Qualität des Fischbestandes reduziert. Über das Ausmaß der Wasserverschmutzung waren keine Angaben zu erhalten. Mit der Frage, ob der Tod in Gresik bereits herumspionierte, veröffentlichte im Januar 1985 die Wochenzeitschrift TEMPO jedoch Angaben zur Luftverunreinigung. Sie basieren auf einer Studie der Technischen Hochschule Surabaya, deren Fortsetzung amtliche Stellen später untersagten. Stark überhöhte Werte wurden bei Kohlenmonoxyd (CO), Stickoxyd (NO₂) und Schwefelwasserstoff (H₂S) festgestellt. Während die letzteren vor allem die Atemorgane reizen, und zu Lungenkrankheiten führen können, verursacht CO Kopfschmerzen, Müdigkeit und Übelkeit. So kann Luft mit einem CO-Gehalt von 400 ppm nur für 15 Minuten ohne Lebensgefahr eingeatmet werden. Die höchsten Werte, die in Gresik gemessen wurden, lagen bei 352 ppm/8 Stunden und sind in der Zwischenzeit mit Sicherheit nicht gesunken.

Am stärksten betroffen von der Luftverschmutzung waren die Fischerdörfer des Stadtteils Pojok Pesisir. Die Stadtverwaltung hatte deshalb beschlossen, diese Wohngebiete umzusiedeln, wobei die Petrokimia Schadenersatz leisten sollte.

Tepem, das von dem Chemiebetrieb fast erdrückte Fischerdorf, ist der letzte verbliebene Kampung. Seine Umsiedlung ist für die Zeit nach den Wahlen 1987 geplant. Auf der Suche nach den anderen ehemaligen Bewohnern von Pojok Pesisir kommen wir in das Dorf namens Sukorejo. "Wir sind Mitte 1985 umgesiedelt worden. Man hat uns gesagt, wir würden sonst durch die Luft vergiftet. Klar, die Luft ist besser hier, aber die Einkommensmöglichkeiten sind ja viel schlechter! Und außerdem hat die Petrokimia uns belogen. Sie hat nichts eingehalten von dem, was sie versprochen hat."

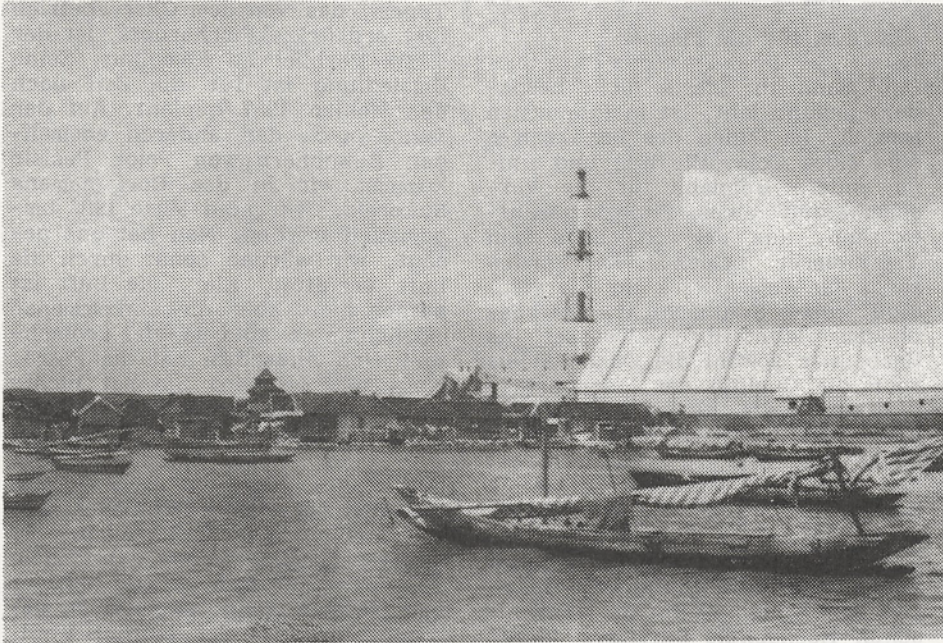
Dem Mann, der das sagt, steht deutlich (und völlig unjavanisch) Wut ins Gesicht geschrieben. Er ist Fischer und gerade dabei, sein Boot zu reparieren. 7 Kilo habe er beim letzten Fang nach Hause gebracht und das sei deutlich weniger als früher. "Nicht nur, daß wir es jetzt so weit zum Meer haben", fährt er fort, "früher konnten auch unsere Frauen und Kinder besser beim Angeln und dem Fangen von kleinen Meerestieren helfen. Das fällt jetzt flach."

Sukorejo, wo der Fischer sein Bott festgemacht hat, liegt nicht am Meer, sondern an einem Fluß ca.

5 km von der Küste entfernt. In der Nähe ist ebenfalls ein Industriegebiet. Z.B. produziert die Farbenfabrik hier, und über die tatsächliche Luftqualität können letztlich nur genaue Meßwerte entscheiden.

Zum Dorf führt nur ein einziger Weg von der Straße weg - auch an einer Mauer entlang. An eine Seite der Siedlung grenzt der Fluß, an zwei Seiten die anfangs erwähnten Meeres-Fischeiche, deren Eigentümer jedoch nicht im Dorf wohnen.





Das Fischerdorf Tepen

Der einzige Zugang ist bewacht. Wie eine Insel nimmt sich Sukorejo zwischen all den Gewässern aus und ist damit auch perfekt kontrollierbar. Die Häuser sind am Rande der Insel ordentlich aufgereiht, die Straßen ebenso ordentlich asphaltiert. In der Mitte des Dorfes befinden sich Grundschule und Moschee. Die Versorgung mit Trinkwasser scheint gut, was in Gresik, wo man sich vielerorts das Wasser in Kanistern kaufen muß, nicht alltäglich ist. Ein Musterdorf also, das die Petrokimia da hingesetzt hat?

Es kostet seinen Preis. Jedem umgesiedelten Haushalt war im neuen Dorf ein Grundstück entsprechend der früheren Besitzverhältnisse zur Verfügung gestellt worden. Versprochen hatte die Petrokimia eine Entschädigung von 30 DM/m², gezahlt hat sie letztlich 10 DM/m². "Ich selbst", so der Fischer, "habe 3,1 Millionen Rupiah (6 200 DM) bekommen. Um ein ähnliches Haus zu bauen, mußte ich mir Geld von meinem Bruder leihen. Zusätzlich mußte jeder Haushalt für den neuen "Luxus" Elektrizität einen Obulus von 130 000 Rupiah entrichten." Zum Vergleich: Ein Kilo Fisch wird für 1000 Rupiah verkauft.

Die ehemaligen Einwohner von Pojok Pesisir waren sich bewußt, daß sie in der Nähe des Industriebetriebes gesundheitliche Schäden davontragen konnten. Hätten sie eine freie Wahl gehabt, wären sie jedoch nicht umgezogen - aus Angst vor dem Verlust des Lebensunterhalts. Daß sie bei der Umsiedlung auch noch draufzahlen mußten, empört sie um so mehr. Zumindest hier hatten sie mehr erwartet. Eine Rechtshilfeorganisation habe sie bei den Verhandlungen unterstützt, erzählt der Fischer, und es habe auch schon gut ausgesehen für

sie. Dann wurden jedoch offensichtlich die Aktivitäten der Juristen in Pojok Pesisir erschwert, und "so haben wir verloren. Es war so, als ob wir einen Elfmeter verschossen hätten."

Schlechtere Fangmöglichkeiten durch die Entfernung zum Meer, zu geringer Schadenersatz, gesundheitliche Schädigungen und Reduzierung des Fischbestandes, all dies sind Faktoren, die den Industriebetrieb für die ehemaligen Fischer von Pojok Pesisir und die noch verbliebenen in Tepen zum Alptraum werden ließen. Zusätzlich können sie davon ausgehen, daß das Fehlen jeglicher Wohnnutzung am Meer den Erweiterungsplänen des Betriebes sehr entgegen kommt.

Doch ist die Petrokimia in Gresik immerhin ein großer Arbeitsplatzanbieter. Aber auch von dem Vorteil des Werks als Einkommensmöglichkeit profitieren die umgesiedelten Fischer nicht. Nur in einem (!) der hundert Haushalte von Sukorejo ist ein Familienmitglied Angestellter bei der Petrokimia.

Dieses Schicksal trifft die Bürger von Gresik ganz allgemein. Wer bei dem Chemieunternehmen arbeiten will, braucht zunächst einmal Oberschulabschluß. Da die Schulen in Gresik schlechter sind als im Umland und vor allem in der Millionenstadt Surabaya, haben die Bewohner des Standorts der Petrokimia von vornherein schlechtere Chancen. 18 000 Bewerbungen für 250 Plätze habe es 1985 gegeben, erzählt ein junger Mann aus Gresik. Wer in die engere Wahl komme, müsse eine fünfteilige Prüfung machen. Er sei bereits dreimal beim psychologischen Test durchgefallen.

So ist Gresik eine Pendlerstadt geworden, in die zu jedem Schichtbeginn die graubraunen Uniformenscharenweise aus Surabaya strömen.

Symbol nationaler Entwicklung

Jeden Abend nach den 19.00-Uhr-Nachrichten bringt das indonesische Fernsehen einen Bericht zur "Nationalen Entwicklung", in dem über erfolgreiche Transmigrationsprojekte, eindrucksvolle landwirtschaftliche Ertragsbilanzen oder industrielle Entwicklung berichtet wird. Auch die Petrokimia ist ein Symbol des Fortschritts. Die großen ausländischen Chemiekonzerne, vor allem aus den USA und der Bundesrepublik Deutschland, so die Zeitschrift TEMPO, hätten zu lange die technologische Entwicklung und die Marktpreise diktiert und versucht, Indonesien von sich abhängig zu machen. So habe sich beispielsweise der Preis für ein bestimmtes Pflanzenschutzmittel um die Hälfte gesenkt, seitdem es aus eigener Produktion kommt. Da Indonesien ein Musterland der "Grünen Revolution" ist, ist der kostengünstigste Einsatz von Chemikalien für die Landwirtschaft natürlich von besonderer Bedeutung. So hat die chemische Industrie hohe Priorität bei den Neuinvestitionen.

Eine gesunde Umwelt und die Forderung nach schadstofffreier Produktion sind in Indonesien (noch) kein Thema. Umweltbewußtsein - selbst in kleinstem Maßstab - ist bei der indonesischen Bevölkerung nicht vorhanden. Dies können sich Regierung und Konzerne zunutze machen. In Gresik verbindet man mit dem Stichwort "Bhopal" inzwischen eigene Ängste. Offensichtlich gab es in der Petrokimia bereits eine größere Panne: Ammoniak entwich aus einem Rohr, und angeblich kamen einige Menschen dabei um. Der Vorfall wurde jedoch von der Firma totgeschwiegen.

Bisher ist Gresik kein Bhopal. Es steht keineswegs im Zentrum des öffentlichen Interesses - ganz im Gegenteil. Von Jakarta aus gesehen dient es als Musterbeispiel für den eigenständigen nationalen Fortschritt, der Indonesien bereits in den Kreis der Schwellenländer erhoben hat. Das Schicksal von ein paar Fischern ist dabei unwichtig, verkümmert aus der Hauptstadt-Perspektive zur mikroskopischen Bedeutungslosigkeit. Die nationale Öffentlichkeit ist uninformiert oder hält sich zurück; die Weltöffentlichkeit schaut nur auf Bhopals.

Reinhard Alt